

dtv

»Ich bin Max Schulz, unehelicher, wenn auch rein arischer Sohn der Minna Schulz ...« So beginnt Edgar Hilsenraths berühmter Roman über den SS-Mann und Massenmörder, der nach dem Krieg in die Rolle seines Opfers Itzig Finkelstein schlüpft, mit einem Sack voll Goldzähnen auf dem Berliner Schwarzmarkt Geld macht, schließlich auswandert und ein angesehener Bürger und Friseursalonbesitzer in Tel Aviv wird.

»Dieses heikle, waghalsige Unternehmen spricht für den Autor, seine Sprache, die wild wuchert und doch oft genug trifft, eine düstere und auch eine stille Poesie entfaltet.« (Heinrich Böll)

Edgar Hilsenrath wurde 1926 in Leipzig geboren. 1938 flüchtete er mit der Mutter und dem jüngeren Bruder nach Rumänien. 1941 kam die Familie in ein jüdisches Ghetto in der Ukraine. Hilsenrath überlebte und wanderte 1945 nach Palästina, 1951 in die USA aus. Mit dem vorliegenden Roman gelang Hilsenrath der Durchbruch. Hilsenraths Werk wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Von den zahlreichen Auszeichnungen seien vor allem der Alfred-Döblin-Preis, 1989, erwähnt und der Lion-Feuchtwanger-Preis 2004. Edgar Hilsenrath lebt heute in Berlin.

Mehr zu Autor und Werk auf www.hilsenrath.de.

Edgar Hilsenrath

Der Nazi & der Friseur

Roman

Mit einem Nachwort
von Helmut Braun

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



14. Auflage 2016
2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2012 Edgar Hilsenrath
Erstmals erschienen 1977 im
Literarischen Verlag Helmut Braun, Köln.
Der vorliegende Text entspricht der 2004 im
Dittrich Verlag erschienenen Werkausgabe (Band 2).
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer
unter Verwendung einer Fotografie von plainpicture/I. Kukatz
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13441-5

ERSTES BUCH

Ich bin Max Schulz, unehelicher, wenn auch rein arischer Sohn der Minna Schulz ... zur Zeit meiner Geburt Dienstmädchen im Hause des jüdischen Pelzhändlers Abramowitz. An meiner rein arischen Herkunft ist nicht zu zweifeln, da der Stammbaum meiner Mutter, also der Minna Schulz, zwar nicht bis zur Schlacht im Teutoburger Walde, aber immerhin bis zu Friedrich dem Großen verfolgt werden kann. Wer mein Vater war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, aber er war bestimmt einer von den fünf: der Fleischer Hubert Nagler, der Schlossermeister Franz Heinrich Wieland, der Maurergehilfe Hans Huber, der Kutscher Wilhelm Hopfenstange oder der Hausdiener Adalbert Hennemann.

Ich habe die Stammbäume meiner fünf Väter sorgfältig prüfen lassen, und ich versichere Ihnen, daß die arische Herkunft der fünf einwandfrei festgestellt wurde. Was den Hausdiener Adalbert Hennemann anbetrifft ... da kann ich sogar mit Stolz sagen, daß einer seiner Vorfahren den Spitznamen ›Hagen der Schlüsselträger‹ trug, ein Knappe des ruhmreichen Ritters Siegismund von der Weide, dem sein Herr und Gebieter als Zeichen seines großen Vertrauens einen bestimmten Schlüssel anvertraute ... nämlich: den Schlüssel des Keuschheitsgürtels seiner Frau Gemahlin ... ein vergoldeter Keuschheitsgürtel, der später am

Hofe des großen Königs berühmt wurde und Geschichte machen sollte.

Itzig Finkelstein wohnte im Nachbarhaus. Er war genauso alt wie ich oder ... um genauer zu sein, und wenn ich mich so ausdrücken darf: Itzig Finkelstein erblickte das Licht der Welt genau zwei Minuten und zweiundzwanzig Sekunden nachdem mich die Hebamme Gretchen Fettwanst mit einem kräftigen Ruck aus dem dunklen Schoß meiner Mutter befreite ... wenn man mein Leben als Befreiung bezeichnen kann, was ... schließlich und endlich ... ziemlich fragwürdig wurde.

Zwei Tage, nachdem Itzig Finkelstein zur Welt kam, stand folgende Anzeige in der »Jüdischen Rundschau« unserer Stadt ... der schlesischen Stadt Wieshalle:

»Ich, Chaim Finkelstein, Friseur, Besitzer des eingeführten Friseursalons ›Der Herr von Welt«, Ecke Goethe- und Schillerstraße, Wieshalle, Vorstand im ›Jüdischen Kegelklub«, stellvertretender Generalsekretär der ›Jüdischen Kultusgemeinde«, Mitglied des ›Deutschen Tierschutzvereins«, des Vereins der ›Pflanzenfreunde«, der Liga ›Liebe deinen Nächsten« und der ›Wieshaller Friseurinnung«, Verfasser der Broschüre ›Haarschnitt ohne Treppen«, ... erlaube mir, die Geburt meines Sohnes und Nachfolgers ›Itzig Finkelstein« bekanntzugeben.«

Am nächsten Tag erschien eine zweite Anzeige in der »Jüdischen Rundschau« mit nachfolgendem Wortlaut: »Wir, die Jüdische Kultusgemeinde von Wieshalle, sind glücklich, dem Herrn Friseur Chaim Finkelstein, Besitzer des eingeführten Friseursalons ›Der Herr von Welt«, Ecke Goethe- und Schillerstraße, Vorstand im ›Jüdischen Kegelklub«, stellvertretender Generalsekretär der ›Jüdischen Kultusgemeinde«, Mitglied des ›Deutschen Tierschutzvereins«, des Vereins der ›Pflanzenfreunde«,

der Liga ›Liebe deinen Nächsten‹ und der ›Wieshaller Friseurinnung‹, Verfasser der Broschüre ›Haarschnitt ohne Treppen‹, zur Geburt seines Sohnes und Nachfolgers ›Itzig Finkelstein‹ herzlich zu gratulieren.«

Können Sie sich vorstellen, was Hilda ... die dürre Hilda ... das Dienstmädchen der Finkelsteins ... zu Frau Finkelstein sagte, als die Geburtsanzeige des kleinen Itzig in der »Jüdischen Rundschau« von Wieshalle erschien?

»Frau Finkelstein«, sagte sie, »so was versteh' ich nicht. Ihre Ehe war zwar mehr als zwanzig Jahre kinderlos, aber diese Geburtsanzeige von dem kleinen Itzig, das ist ein bißchen zuviel! Der Herr Finkelstein ist doch sonst kein Angeber. War doch immer so bescheiden!«

Die dürre Hilda: zwei Meter lang, zwei Meter dürr, Vogelgesicht, pechschwarzes Haar.

Sara Finkelstein: klein und rundlich, Zwicker auf der Nase, angegrauter Haarkranz, obwohl sie noch gar nicht alt war. Sah ein bißchen verstaubt aus, so wie die ehrwürdigen Familienbilder in Finkelsteins altmodischem Wohnzimmer. Chaim Finkelstein: noch kleiner als seine Frau, aber nicht rundlich. Ein winziges, mageres Männchen ... linke Schulter etwas schief, als hätten sich 2000 Jahre Exil, 2000 Jahre Leid, an diese eine Schulter gehängt. An die linke Schulter, die Schulter, die dem Herzen am nächsten steht. – Chaim Finkelsteins Nase ist schwer zu beschreiben. Ich würde sagen ... 'n bißchen tiefend ... auch immer leicht gerötet von einem chronischen Schnupfen. Aber nicht krumm. Seine Nase war weder lang noch krumm. Sie war normal. An sich normal. Er hatte auch keine Plattfüße.

Haare? Ob er Haare hatte? Der Herr Friseur Chaim Finkelstein? Nein. Haare hat er nicht gehabt. Wenigstens nicht auf dem Kopf. Aber die hat er gar nicht

gebraucht. Denn Chaim Finkelstein, das winzige Männchen, hatte ausdrucksvolle Augen. Und wer diese Augen sah, der nahm ihm die Glatze nicht übel. Und auch nicht die leicht gerötete Nase, die immer ein bißchen triefte, und auch nicht die Winzigkeit seiner Gestalt. Groß waren diese Augen und klar und gütig und weise. Aus Chaim Finkelsteins Augen leuchteten die Buchstaben der Bibel und ein Herz, das seine Mitmenschen verstand.

Ja. Das war Chaim Finkelstein, der jüdische Friseur aus Wieshalle.

Am 23. Mai 1907 fand im Hause Finkelstein ein ungeheures Ereignis statt: Die Beschneidung des Itzig Finkelstein.

Ich nehme an, daß Sie wissen, was eine Beschneidung ist und daß Sie, wenn Sie Jude sind, Ihr eigenes verstümmeltes Glied nicht nur betrachtet, sozusagen begutachtet, sondern sich auch zuweilen Gedanken über die symbolische Ursache der fehlenden Vorhaut gemacht haben. Habe ich recht?

Die Beschneidung ist ein Zeichen des Bundes zwischen dem Herrn und dem Volk Israel und wird als solche auch *Brith Mila* genannt. Als fleißiger Leser des Lexikons habe ich festgestellt, daß die Beschneidung der jüdischen Knäblein eine Art symbolischer Kastration ist, ein Wahrzeichen sozusagen, das folgendes versinnbildlichen soll: die Veredelung des Menschen, die Zügelung seiner tierischen Triebe und Leidenschaften ... eine symbolische Handlung, die ich als Massenmörder gar nicht genug loben kann.

Als Itzig Finkelstein beschnitten wurde, herrschte Feststimmung im Hause Finkelstein. Der Friseursalon ›Der Herr von Welt‹ war geschlossen. Das Dienstmädchen der Finkelsteins, die dürre Hilda, bat meine

Mutter, ein bißchen zu helfen, da sie beide Hände voll zu tun hatte, und meine Mutter, die für gute Nachbarschaft war, ging zu den Finkelsteins rüber und half der dürren Hilda in der Küche. Da wurden Honigkuchen gebacken und Apfelstrudel, süße Rosinen- und Mandelfladen und allerlei andere Leckerbissen. Auch mit dem Schnaps wurde nicht gegeizt, und meine Mutter und die dürre Hilda, die an sich nichts gegen Schnaps einzuwenden hatten, tranken auf das Wohl der Juden und auf das Wohl von Itzig Finkelstein.

Meine Mutter stieß zwar in der Küche auf das Wohl der Juden an und auf das Wohl von Itzig Finkelstein, weil sie gerne Schnaps trank und weil's ihr Spaß machte, aber sie hatte keine blasse Ahnung, warum so viel Gäste ins Haus strömten und was für ein seltsames Fest das war, das die Finkelsteins feierten, und als sie schließlich die dürre Hilda ein bißchen ausfragte, lachte die dürre Hilda und sagte dann: »Was soll schon los sein? Unser kleiner Itzig ist heute acht Tage alt. Deshalb wird ihm heute das Schwänzchen abgeschnitten! Das ist so bei den Juden. Immer am achten Tag nach der Geburt.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte meine Mutter. »Da wird der Kleine ja nicht mehr pinkeln können ... und später auch nicht mehr ficken.«

»Gar nicht so furchtbar«, sagte die dürre Hilda. »Das Schwänzchen wächst ja wieder nach.« Und dann erklärte die dürre Hilda meiner Mutter, wie das vor sich ging: »Hör mal, Minna«, sagte die dürre Hilda, »das ist nämlich so: Da ist so ein Kerl, den nennen sie den *Mobel*. Der hat ein langes Messer, das an beiden Seiten geschliffen ist. Damit schneidet er dem kleinen Jungen das Schwänzchen ab. Dann murmelt er ein paar Zauberprüche, und der abgeschnittene Schwanz wächst dann wieder nach ... weder zu lang noch zu kurz ... gerade

die richtige Länge ... dafür besonders dick und kräftig. Deshalb der Kindersegen bei den Juden.«

»Das ist ja allerhand«, sagte meine Mutter. »Sowas hab' ich noch nicht gehört.«

»Zum Zeichen des Bundes zwischen dem Volk Israel und dem Herrn«, sagte die dürre Hilda, »wenigstens hat das der Herr Friseur Chaim Finkelstein unlängst gesagt. Auch der Herr Rabbiner, der neulich bei uns war, hat so was Ähnliches behauptet. Der sprach sogar von einem bestimmten Propheten ... der Kerl hieß, glaub' ich, Jeremia ... und der hat angeblich zu den Juden gesagt: ›Beschneidet euch für Gott und tut ab die Vorhaut eures Herzens.««

»Bloß die Vorhaut?« fragte meine Mutter.

»Ja, die Vorhaut«, sagte die dürre Hilda.

»Dann sollten sie dem kleinen Itzig bloß die Vorhaut abschneiden«, sagte meine Mutter ... »und nicht gleich das ganze Ding ... genauso wie mit dem Herzen.«

»Na ja«, sagte die dürre Hilda ... »das stimmt schon ... aber ein Schwanz ist eben kein Herz ... der wächst ja wieder nach ... das hab ich dir doch erklärt.« Die dürre Hilda lachte boshaft. Meine Mutter schüttelte den Kopf und sagte: »Das ist ja allerhand. Hätt' ich nicht für menschenmöglich gehalten.«

»Wie alt ist eigentlich dein kleiner Max?« fragte die dürre Hilda.

»Acht Tage«, sagte meine Mutter, »... genauso alt wie der kleine Itzig, oder, um genauer zu sein: zwei Minuten und zweiundzwanzig Sekunden jünger.«

»Dann würd' ich ihm an deiner Stelle auch das Schwänzchen abschneiden lassen«, sagte die dürre Hilda. »Paß mal auf, Minna. Das wächst dann wieder nach, bestimmt so wie bei den Juden, weder zu lang, noch zu kurz, gerade die richtige Länge, aber dafür besonders dick und kräftig.«

Sie werden sich wahrscheinlich an dieser Stelle fragen, woher ich das alles noch so genau weiß, aber ich kann es Ihnen beim besten Willen nicht sagen.

Nach der vollzogenen Beschneidung des Itzig Finkelsstein rannte meine Mutter aufgeregt nach Hause, alarmierte sofort meine fünf Väter, holte mich aus der Wiege und legte mich auf den Küchentisch, in der Absicht, mich meines Gliedes zu berauben, es sozusagen abzuschneiden. Die Familie Abramowitz war nicht zu Hause ... und ich armes, hilfloses und wehrloses Wurm war ihnen völlig ausgeliefert. Ich mußte etwas geahnt haben, denn ich schrie wie besessen, und weder meine Mutter noch meine fünf Väter konnten mich beruhigen. Der Schlossermeister hielt mir die Ärmchen fest, der Maurergehilfe die Beinchen, meine Mutter steckte mir den Schnuller in den Mund, der Hausdiener und der Kutscher standen verlegen herum, während der Fleischer grinsend ein langes Messer zückte.

»Schneid's ihm nicht ab«, sagte meine Mutter plötzlich. »War doch nur 'n Spaß.«

»Kein Spaß«, sagte der Fleischer. »Sowas ist bitterer Ernst.« »Vielleicht wächst es nicht nach«, sagte meine Mutter, »schließlich ist er kein Jude. Außerdem ist der Mohel nicht da, um seine Zaubersprüche zu murmeln.«

»Scheiß auf den Mohel und seine Zaubersprüche«, sagte der Fleischer.

»Mach's nicht«, sagte meine Mutter. »Sonst kommen wir noch alle ins Kittchen.«

Der Fleischer wollte gerade mein Glied packen, als etwas Seltsames geschah. Ich, Max Schulz, acht Tage alt, sprang dem Fleischer plötzlich mit einem Aufschrei an den Hals, biß kräftig zu, obwohl ich noch keine Zähnen hatte, ließ mich auf den Fußboden fallen, kroch in

Windeseile zum Fenster, zog mich am Fensterbrett hinauf, erblickte zum ersten Mal in meinem Leben ... die Straße ... eine ganz gewöhnliche Straße ... mit Gehsteig und Rinnstein und Kopfsteinpflaster ... und Backsteinhäusern, die schiefe bunte Dächer hatten, sah Fuhrwerke und ein Gewimmel von zwei- und vierbeinigen Lebewesen, erblickte auch den Himmel ... aschgrau und schwarz ... wolkenverhängt-betupft-verschmiert-überzogen ... sah kreisende runde Vögel ... aber keine Englein, gar keine Englein.

Unten auf der Straße liefen die Leute zusammen. Irgendjemand rief: »Was, zum Teufel, ist denn dort oben los?« Und meine Mutter, die inzwischen ans Fenster getreten war und mich auf den Arm nahm, rief zurück: »Was soll schon los sein!«

Sie glauben wahrscheinlich, daß ich mich über Sie lustig mache? Oder Sie glauben es nicht, und Sie werden sich sagen: »Max Schulz spinnt! Er bildet sich ein, daß man ihn umbringen wollte ... weil er ein Bastard war ... und das alles unter dem Vorwand einer Beschneidung, so wie das bei den Juden üblich ist: am achten Tag nach der Geburt. Was will Max Schulz? Was will er mir einreden? Wem will er die Schuld in die Schuhe schieben? Seiner Mutter? Den Juden? Oder dem lieben Gott? – Und das mit der Selbstwehr des Säuglings, seiner Flucht, den Eindrücken am Fenster ... Unsinn! Sowa gibt es nicht! Ein Alptraum! Nichts weiter!«

Aber ich will Ihnen ja nur meine Geschichte erzählen ... in systematischer Reihenfolge ... drückt man sich so aus? ... obwohl ich Ihnen nicht alles erzähle, sozusagen: nur das Wichtigste, oder das, was ich, Itzig Finkelstein, damals noch Max Schulz, für ganz besonders wichtig halte.

Meine fünf Väter besuchten meine Mutter jeden Abend. Sie standen Schlange vor ihrer Zimmertür. Gewöhnlich ging der Stärkste, also der Fleischer, als erster zu ihr, dann kam der Schlossermeister an die Reihe, dann der Maurergehilfe, dann der Kutscher, dann der Hausdiener. Ja, der Hausdiener immer als letzter, weil er der Schwächste war, ein zierlicher kleiner Mann mit Piepstimme, dem nichts anderes übrigblieb, als seinen Schwanz im Samen meiner anderen vier Väter zu baden.

Dem jüdischen Pelzhändler Abramowitz war das natürlich nicht recht, was ich, Itzig Finkelstein, damals noch Max Schulz, verstehen kann. Der Pelzhändler Abramowitz hatte an sich nichts gegen mich oder gegen die Tatsache meiner Existenz einzuwenden, das heißt: solange er überzeugt war, ich sei der Sohn seines Kutschers Wilhelm Hopfenstange oder seines Hausdieners Adalbert Hennemann, da ja beide sozusagen zur Familie gehörten. Erst als der Pelzhändler mißtrauisch wurde, gab es Krach. Eines Tages sagte er zu meiner Mutter: »Hören Sie mal, Minna. Das kann nicht so weitergehen. Ich dachte, es wären nur mein Kutscher und mein Hausdiener. Aber fünf Männer in der Schlange, das ist zuviel. Schließlich ist das ein anständiges Haus.«

»Aller guten Dinge sind drei«, sagte meine Mutter.

»Aber nicht fünf«, sagte der Pelzhändler. »Fünf bestimmt nicht. Das ist ein anständiges Haus, und ich muß Ihnen kündigen.«

An einem regnerischen Julitag ... ich war gerade sieben Wochen alt ... packte meine Mutter ihre Koffer, nahm mich auf den Arm und verließ das Haus Abramowitz. Meine fünf Väter halfen selbstverständlich beim Auszug. Das Gepäck meiner Mutter bestand aus drei Koffern, einem Rucksack, einem Einkaufsnetz und einem Regenschirm. Der Fleischer trug den schwersten Koffer, einen gelben Holzkoffer mit eisernem Schloß und Riegel, der Schlossermeister den braunen Lederkoffer, der Maurergehilfe den blauen Koffer aus Segeltuch, der Kutscher den Rucksack, während der schwächliche Hausdiener nur den Regenschirm und das Einkaufsnetz hinterherschleppte, ein Netz von grellgrüner Farbe, das mit Lebensmitteln aber auch anderen Gebrauchsgegenständen, wie zum Beispiel: Strumpfbändern, Haarwicklern, Schleifchen und so fort, gefüllt war.

Sie müssen sich vorstellen, daß meine Mutter ein kräftiges Weibsbild war, von der die Leute sagten, daß sie zwei Tonnen wog, obwohl sie dünne Beine hatte. Sie sah wie ein wandelndes Bierfaß auf Stelzen aus, Stelzen, die es gerade noch fertigbrachten, den riesigen Oberkörper mit Würde zu tragen. Noch zu erwähnen wäre das üppige blonde Haar meiner Mutter, ihre stahlblauen Augen und die Stupsnase, lustig wie ihr Doppelkinn mit der hellbraunen Warze. Sie hatte sinnliche Lippen. Ihre Zähne waren weiß und stark, Zähne, die den Fleischer

immer aufs neue in Verzückung geraten ließen, denn der Fleischer sagte immer zu meiner Mutter: »Mensch, Minna, wenn ich deine Zähne seh', dann krieg' ich immer gleich Angst, daß du mir den Schwanz abbeißt.«

Und dann pflegte meine Mutter zu sagen: »Ach Quatsch, Hubert, das könnte mir nur beim Hausdiener Adalbert Hennemann passieren, weil das bei dem so schlaff ist. Was stahlhart ist, das beiß ich nicht ab. Oder glaubst du, daß ich mir die Zähne zerbrechen will?«

»Nein, Minna«, sagte der Fleischer. »Mit Zähnen ist nicht zu spaßen.«

Als wir aus dem Haus traten, schlief ich friedlich im Arm meiner Mutter. Erst als wir an Finkelsteins Friseursalon vorbeikamen, wachte ich auf und begann zu heulen. Chaim Finkelstein stürzte sogleich aus dem Friseursalon heraus, obwohl er gerade einen Kunden einseifte, auch die dürre Hilda öffnete das Fenster oben im zweiten Stock, sah, was los war und eilte auf die Straße. Man küßte und herzte mich ohne Erfolg. Schließlich sagte meine Mutter: »Weiß nicht, was mit dem Jungen los ist, Herr Finkelstein. Ihr Friseurladen hat den Jungen verhext.«

»Was heißt ›Laden?‹« sagte Chaim Finkelstein. »Ich habe keinen Laden. Ich habe einen ›Salon‹.«

»Dann hat ihn der Salon verhext«, sagte meine Mutter. »Sonst würde er nicht so heulen.«

»Komm, Minna«, sagte der Fleischer, »red nicht soviel mit dem Jud ... außerdem ist der Holzkoffer zu schwer.«

»Ja, wir sollten weitergehen«, sagte der Hausdiener, und meine anderen Väter pflichteten ihm bei.

Wir wußten nicht, wohin wir gehen sollten. Chaim Finkelsteins Friseursalon lag ja, wie ich bereits früher erwähnte, Ecke Goethe- und Schillerstraße. Der Fleischer wollte unbedingt auf der Goethestraße bleiben,

ich nehme an, wegen des »Erlkönigs«, obwohl ich nicht sicher bin, ob er Goethes Gedicht kannte; vielleicht hatte der Fleischer mal was vom tollen Ritt durch den nächtlichen Wald gehört oder vom Vater und Sohn oder von einem temperamentvollen Pferd, und vielleicht hatte ihn das beeindruckt ... der Hausdiener jedoch, der liebte die »Glocke«, da bin ich ganz sicher, der zitierte sogar zuweilen aus Schillers großem Gedicht: »Mensch, Minna, ich krieg' das Klavier nicht vom Fleck, das ist wie ›festgemauert‹« ... und der, der wollte unbedingt, daß wir auf der Schillerstraße blieben. Meinen anderen drei Vätern war das egal. Der Schlossermeister meinte, daß die Schlösser in der Goethestraße nicht besser seien als die in der Schillerstraße, der Maurergehilfe nickte mit dem Kopf und sagte: »Ja, die Häuser in der Schillerstraße sind genauso verwandt wie die in der Goethestraße.« Und Wilhelm Hopfenstange, der Kutscher, stellte fest, daß die Pflastersteine beider Straßen holprig wären und voller Glassplitter und sonstigem Zeug. Schließlich traf meine Mutter die letzte und endgültige Entscheidung. Sie sagte: »Wir überqueren erst mal die Straße!«

Kennen Sie die deutsche Stadt Wieshalle? Die Straßen sind krumm und schmal, so schmal, daß man von der anderen Straßenseite nicht nur alles sehen, sondern auch alles hören konnte, was vor dem Friseursalon ›Der Herr von Welt‹ geredet wurde.

Dort stand Anton Slavitzki ... Anton Slavitzki, der Kinderschänder ... und blickte grinsend zu unserer Gruppe herüber. Anton Slavitzki war von Beruf Friseur, genauso wie Chaim Finkelstein, bloß kein so guter. Sein Friseurladen ... kein Friseursalon, so vornehm war der nicht ... lag dem Friseursalon ›Der Herr von Welt‹ gegenüber, auf eine Art und Weise, daß sich beide Friseure ... der Finkelstein und der Slavitzki ...

durchs Schaufenster angucken konnten ... und das taten sie oft, Finkelstein, lächelnd und gönnerhaft, Slavitzki dagegen gehässig und neidisch.

Slavitzki? Ein langer, dürrer Kerl war das, mit buschigen Augenbrauen, Säuferaugen, die ein bißchen schielten, öligem Haar, knochiger Nase und einem Schwanz so lang, daß er ihm, laut Gerüchten, bis übers Knie hing ... und das, so sagten die Leute, wäre auch der Grund, warum Slavitzki denselben stets mit einem Gummiband am Schenkel festgeschnürt hätte.

Wir überquerten die Straße. Als wir an Slavitzkis Friseurladen vorbeimarschierten ... meine fünf Väter, keuchend unter der Last des Gepäcks, meine Mutter, ein auf zwei dünnen Stelzen schwebendes Bierfaß, mich auf dem Arm, nicht mehr heulend, schon beruhigt und gerade im Begriffe wieder einzuschlafen ... also: als wir so ahnungslos an Slavitzki vorbeimarschierten, da machte der Kinderschänder plötzlich einen Schritt vorwärts und kniff meine Mutter in den dicken Hintern.

Meine Mutter blieb empört stehen. Sie sagte: »Was fällt Ihnen ein, Herr Slavitzki! Ich bin eine anständige Frau!« Slavitzki fing zu stottern an. Ja, so war das. Er stotterte ... irgendeine dumme Entschuldigung ... und meiner Mutter gefiel das, und sie sagte: »Na ja, macht nichts. Mein Hintern hat schon so manchen Mann aus dem Häuschen gebracht. Was gefällt Ihnen eigentlich an mir?«

Und Slavitzki sagte: »Ihr Hintern.«

Meine Mutter sagte: »Also doch!«

Slavitzki sagte: »Gnädige Frau, wenn Sie sich mal modisch frisieren wollen, dann mache ich das gratis, obwohl ich eigentlich kein Damenfriseur bin.«

Und meine Mutter fragte: »Der letzte Modeschrei?«

»Der letzte Modeschrei«, sagte Slavitzki.

»Ich nehme Sie beim Wort«, sagte meine Mutter.

»Wann wollen Sie mich frisieren? Ich meine gratis?«

»Wenn Sie wollen, dann mach ich's gleich«, sagte Slavitzki.

»Na gut«, sagte meine Mutter. »Weil aufgeschoben, aufgehoben ist. Dann lieber gleich.«

Meine Mutter verschwand mit mir in Slavitzkis Friseurladen. Meine fünf Väter warteten geduldig vor der Tür, aber als zwei Stunden vergangen waren, da sagte der Fleischer zu meinen anderen Vätern: »Die Minna kommt nicht mehr raus. Kein Wunder. Der hat den längsten Schwanz in der Goethestraße.« Und der Hausdiener sagte: »Einschließlich Schillerstraße.« Und der Schlossermeister sagte: »Den längsten und stärksten. Das ist bekannt. Der ist ein Meisterficker.« Und der Maurergehilfe sagte: »Ja. Das stimmt. Aber der ist doch ein Pole. Und das ist verdächtig.« Und der Kutscher Wilhelm Hopfenstange nickte und sagte: »Außerdem ein Witwer. Und das ist noch verdächtiger.«

Meine fünf Väter berieten sich noch eine Weile. Dann stellten sie das Gepäck meiner Mutter vor die Tür von Slavitzkis Friseurladen, bekreuzigten sich und machten sich aus dem Staube.

»Schäbig« ... ich finde kein anderes Wort, um die Friseurstube oder den Friseurladen Anton Slavitzkis zu beschreiben. Blinde Spiegel, zerkratzte Friseursessel mit aufgeplatzten Sitzen, aus denen die Holzwolle hervorquoll, das einzige Waschbecken gelb und fleckig, schadhafte Wände, rissiger Fußboden, schlechte Beleuchtung, alles dürrtig, verstaubt, vernachlässigt. Hinter einem Vorhang befand sich eine Kochnische, gleich neben dem Notausgang, der in den Hinterhof führte, wo übrigens ein Klosett war. Der Friseur Chaim Finkelstein und sein bester Kunde, der Pelzhändler Abramowitz, nannten die Kundschaft Slavitzkis »Lumpenproletariat«.